

NAOMI & DEBORAH
BALTUCK



STERNEN TOCHTER



Weltbild

Eine mutige Frau auf der Suche nach ihrer Bestimmung

11. Jahrhundert: Im Dorf Enmore Green in Südengland, wo eine magische Kristallquelle sprudelt, lebt die junge Heilkundige Aldyth. Niemand weiß, dass sie rebellischen Angelsachsen zur Flucht verhilft. Ihr wichtigster Verbündeter ist Bedwyn, der sich in die schöne Aldyth verliebt hat. Auch Gandulf, der Sohn des grausamen Normannenkönigs, dessen Herz trotz seiner Herkunft für die Angelsachsen schlägt, hat nur Augen für sie. Doch Aldyth glaubt, als künftige Hüterin der Quelle Jungfrau bleiben zu müssen ...

Naomi & Deborah Baltuck

Sternentochter

Roman

Aus dem Amerikanischen von Ingrid Krane-Müschen

Weltbild

Die Autorinnen

Naomi Baltuck ist Geschichtenerzählerin, ihre Schwester Deborah Baltuck Schreinerin von Beruf. Beide leben in Seattle, Washington.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Keeper of the Crystal Spring.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Naomi & Deborah Baltuck

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Knauer Taschenbuch. Ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Droemer Knauer, München

Übersetzung: Ingrid Krane-Müschen

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-056-5

Für unsere Mutter, Eleanor

Auszug aus der Angelsachsenchronik

Anno domini 1066:

»... dann segelte Herzog William von der Normandie und landete am Abend vor Michaelis in Pevensey. Sobald seine Männer bereit waren, bauten sie bei Hastings eine Festung. Als König Harold hiervon erfuhr, sammelte er ein großes Heer und zog aus, um sich ihm am grauen Apfelbaum zur Schlacht zu stellen, und William überfiel sie unerwartet, ehe die Armee Aufstellung genommen hatte. Dennoch kämpfte der König mit größter Entschlossenheit, zusammen mit den Männern, die sich für ihn entschieden hatten, und auf beiden Seiten gab es großes Blutvergießen. König Harold wurde erschlagen und auch sein Bruder Leofwine und sein Bruder Earl Garth und viele gute Männer.

... Sie lieferten William Geiseln aus und schworen ihm einen Treueid, und er gelobte, ihnen ein gnädiger Herrscher zu sein. Aber dennoch plünderten sie jeden Ort, zu dem sie kamen ... und sie erhoben hohe Steuern ... sie bauten überall im ganzen Land ihre Burgen und unterdrückten das unglückliche Volk, und es wurde schlimmer und schlimmer. Wenn es Gottes Wille ist, wird am Ende alles gut.«

PROLOG

Der Blutmonat

November 1067

»Vater unser, der Du bist um Himmel, geheiligt werde Dein Name, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden ...«
Der junge Gandulf unterbrach sein stilles Gebet, um sein rastloses Pferd zu zügeln. Über ein abgeerntetes Stoppelfeld hinweg sah der Junge mit ausdrucksloser Mine zu, wie die normannische Armee seines Vaters die Lebensweise, die althergebrachten Traditionen eines ganzen Volkes auslöschte. Die Sachsen hatten sich im Innern der aus Holz und Lehm gebauten Festung mit dem gewaltigen Eichentor gegen die normannischen Angreifer verschanzt, doch Gandulfs Vater hatte eine Abteilung Soldaten in den Wald am Fuße des Hügels geschickt, um eine Eiche zu fällen. Jetzt scholl das gleichmäßige Dröhnen von Eiche auf Eiche weit durchs Tal und vereinte sich mit dem Grollen des herannahenden Gewitters.

Bei Tagesanbruch waren die Normannen wie ein Hornissenschwarm über ihre Opfer hergefallen, voller Kampfeswut und ohne Vorwarnung. Gandulf versuchte, die Bilder aus seinem Gedächtnis zu verbannen, aber wieder sah er vor sich, wie die Verteidiger glühende Kohlen und siedendes Wasser auf die Angreifer herabregnen ließen, die versuchten, ihre langen Belagerungsleitern an den Palisaden aufzurichten. Auch wenn er die Sachsen nicht sehen konnte, wusste er doch, dass sie mit blutigen Fingern, rasend vor Eile, große Steine aus den tiefen Schlaglöchern im Burghof aufhoben, die sie zusammen mit Wasser- und Bierkrügen aus Ton herunterwarfen, die auf den helmbewehrten Köpfen in messerscharfe Scherben zerschellten.

Oben am Steilhang ertönte ein Kreischen, Holz barst mit einem Laut wie das Wehklagen einer Todesfee, und das Geräusch vertrieb die hässlichen Bilder in Gandulfs Kopf, doch nur, um noch entsetzlicheren Visionen Platz zu machen. Denn dies konnte nur bedeuten, dass die

großen Tore auf der anderen Seite der Festung nachgegeben hatten und zersplittert waren. An dem triumphalen Kriegsgeschrei erkannte der Junge, dass die Normannen nun durch die Bresche in den Innenhof strömten, wo die Halle des sächsischen Anführers Aethelstan stand. Er nahm sein verzweifertes Gebet wieder auf: »Und vergib uns unsere Schuld ...«

Rußgeschwärzter Qualm stieg auf und schien sich mit den tief hängenden Gewitterwolken zu vereinen. Als die Dämmerung hereinbrach, loderten hohe rote Feuersäulen gen Himmel, Flammen leckten gierig an strohgedeckten Dächern. Die mattgoldenen Felder unterhalb des Burghügels schimmerten in einem unheimlichen, graugrünen Ton, der einen gewaltigen Sturm ankündigte.

Die Leibwache des Jungen bestand aus einer Handvoll hartgesottener Kämpfer. Unruhig rutschten sie in ihren Sätteln hin und her und schimpften wütend vor sich hin. Sie lauschten den Schreien und dem Kampfeslärm, die nach und nach zu einem leisen Jammern und Wehklagen der Verwundeten verebten. Jetzt, da der Kampf vorüber war, würden die Sieger die Burg plündern und brandschatzen, bald würden sie beginnen, die Beute aufzuteilen. Doch ihre Pflicht war es, den nichtsnutzigen Erben ihres Herrn zu beschützen. Gandulf schreckte zurück, wenn er einem ihrer wütenden, verächtlichen Blicke begegnete.

Der Junge war sieben Jahre alt, noch recht jung, um seinen Vater bei einem so gefährlichen Unternehmen – der Belagerung und Einnahme der sächsischen Stadt Scepterbyrig – zu begleiten. Doch sein Vater hatte ihn mit auf diesen Feldzug genommen in der Hoffnung, es werde den Jungen abhärten, einen Mann und Krieger aus ihm machen. Gandulf spürte die Verachtung der Männer, und er ritt an und entfernte sich einige Längen von den Wachen, die um einen beinahe leeren Weinschlauch stritten, ein schlechter Ersatz für die Fässer und Vorräte, die drüben jenseits des Tals erbeutet wurden. So sah niemand außer Gandulf, dass ein Seil an den Palisaden heruntergelassen wurde, an dessen Ende ein Korb angebunden war. Er allein beobachtete den dunklen Schatten, der sich am Fuße der mächtigen Einfriedung aus dem Gras erhob, den Korb ergriff und dann wie ein Geist mit der Dämmerung verschmolz. Der Junge blieb still.

Die Sonne sank wie ein Ertrinkender zwischen die tief hängenden Wolken und färbte einen schmalen Streif klaren Himmels am Horizont blutrot. Endlich kam das Signal, auf das die Wachen gewartet und vor dem es Gandulf gegraut hatte: Einer der Normannen erschien an der Brustwehr und schwenkte eine Fackel. Sie hatten gesiegt. Der Anführer der Leibwache warf den Weinschlauch achtlos zu Boden, gab seinem Schlachtross die Sporen und galoppierte kurz darauf quer über das Stoppelfeld auf die brennende Festung zu. Die anderen setzten ihm nach, ohne auch nur noch einen Blick auf ihren jungen Schützling zu werfen. Zögernd folgte der Sohn ihres Herrn.

Bis die Normannen die Ebene überquert hatten und den Hügel hinaufgeritten waren, war das letzte, trübe Licht geschwunden. Als sie durch die zerbrochenen Tore der Festung in den Innenhof kamen, schollen ihnen die Stimmen ihrer Kameraden entgegen, die sie mit schadenfrohen, derben Scherzen begrüßten, doch der Junge hörte nur das Stöhnen der Sterbenden. Gandulf musste seine ganze Kraft aufbieten, um sein Pferd daran zu hindern zu scheuen, denn im Gegensatz zu den kampferprobten Schlachtrössern der Soldaten war seines den Anblick und den Geruch eines Schlachtfeldes nicht gewohnt, die verlorenen Waffen und Schilde, die abgeschlagenen Gliedmaßen, die toten Sachsen und Normannen, die die blutgetränkte Erde bedeckten.

Aufgeregte Stimmen lenkten Gandulfs Aufmerksamkeit auf die gegenüberliegende Seite des Burghofes, und die Leibwächter vergaßen ihren Schützling endgültig und lenkten ihre Pferde dorthin, um wenigstens diese letzte Gelegenheit zum Blutvergießen nicht zu versäumen. Der Junge blieb zurück. Donner grollte am Himmel, sein Pferd stieg und tänzelte nervös. Gandulf klammerte sich an den Sattelknauf.

Im Feuerschein der brennenden Gebäude sah er die Dame der Halle, die am Boden saß und den Kopf ihres Mannes Aethelstan in ihren Schoß gebettet hatte. Er lag, wo er gefallen war, als er den Rückzug ins Innere des Bergfrieds deckte. Gandulf lehnte sich im Sattel vor und beobachtete Aethelstans Frau, die ihrem sterbenden Herrn etwas ins Ohr flüsterte. Selbst die grausamsten unter den Soldaten seines Vaters, deren Blutdurst unstillbar schien, hielten mit ihrem Gebrüll inne und

wurden still, als mühten sie sich, ihre Worte zu erhaschen. Aber nichts war zu hören bis auf das Flattern der zerfetzten sächsischen Standarte im scharfen Wind.

Die brüllende Stimme von Gandulfs Vater, Lord Ralf fitzGerald, löste den Bann. »Hab ich euch Schwachköpfen nicht gesagt, ihr sollt den Weg zum Burgturm freihalten? Was hat dieses Stück Aas vor der Tür verloren?«

Lord Ralf trat mit langen Schritten hinzu und packte Aethelstans Bein, um ihn beiseite zu zerren, doch er sprang zurück, als er im Feuerschein Stahl aufblitzen sah. Die Dame hatte ihren Dolch aus dem Gürtel gezogen und war offenbar entschlossen, ihn zu benutzen. Lord Ralf war so verdutzt, als wäre das Stroh am Boden plötzlich zu Leben erwacht und hätte sich gegen ihn erhoben. Dann grinste er und sagte auf Angelsächsisch: »Glaubst du, du wirst mit deinem juwelenbesetzten Essmesser eine normannische Armee aufhalten?«

»Es hat schon öfter Schweinefleisch geschnitten und das wird es, wenn nötig, wieder tun«, gab sie verächtlich zurück.

Ehe Lord Ralf reagieren konnte, gab der Sterbende ein keuchendes Seufzen von sich, mit dem seine Seele zu entweichen schien. Die Dame beugte sich tiefer über ihn und hörte sein tonloses Wispern: »Meine tapfere Frau ...« Dann überzog ein Schleier seine grünen Augen, er schauderte und lag still.

Gandulf hatte seinen Vater, wenn er getrunken hatte, oft sagen hören: »Wenn man die dünne Tünche von einem Sachsen abkratzt, findet man darunter einen Schweinehirten.« Doch die Würde, mit der dieser sächsische Lord gestorben war, strafte seinen Vater Lügen. Gandulf bewunderte das letzte Aufbegehren des Mannes, noch mehr aber bewunderte er den Mut der Frau, denn sie musste weiterleben und sich dem Eroberer stellen. Ohne aufzusehen schloss sie ihrem Mann die Augen, strich die Haare aus seiner blutigen Stirn und legte seinen Kopf behutsam auf die Erde. Dann erhob sie sich und sah dem normannischen Eroberer in die Augen. Sie führte ihre blutverschmierten Fingerspitzen an die Lippen und sagte: »Diesen Teil von ihm könnt ihr mir nicht mehr nehmen.«

Ihre blauen Augen schleuderten Blitze, als sei sie gegen das

blendende Aufflackern am Himmel zum Wettstreit angetreten, ihre Wangen leuchteten von Zornesröte, und ihr honigblondes Haar hatte sich aus dem Schleier gelöst, und die Strähnen bewegten sich im zunehmenden Wind wie der Schwanz einer wütenden Katze. »Worauf wartest du?«, fuhr sie ihn barsch an.

»Bei den Lenden Gottes«, sagte Lord Ralf mit einem bewundernden Blick. »Eine Frau wie dich könnte ich brauchen. Und du könntest es sehr viel schlechter antreffen, als die Mätresse eines normannischen Edelmannes zu werden.«

Ihre Augen weiteten sich, vor Furcht, wie Gandulf glaubte, doch er erkannte seinen Irrtum, als er sah, wie sie angewidert die Lippen kräuselte und seinem Vater vor die Füße spuckte. Gandulf war überzeugt, dass sie nicht wusste, wen sie vor sich hatte. Sein Vater brauchte nicht die Einwilligung dieser sächsischen Frau, um mit ihr zu tun, was ihm beliebte, und wenn er sie nahm, würde niemand mit der Wimper zucken, es sei denn in derber Belustigung. Er konnte sie niedermachen oder seinen Männern überlassen; Gandulf hatte seinen Vater schon viel schlimmere Dinge tun sehen auf diesem Feldzug.

Lord Ralf verzog den Mund zu einem bösen Lächeln. »Wer mir ihren Dolch bringt, bekommt sie als Erster. Danach könnt ihr sie alle haben. Aber vorher binden wir den stinkenden Kadaver ihres Mannes an einen wilden Gaul und lassen die Hunde auf ihn los.«

Inzwischen waren die Überlebenden, ein abgerissenes Häuflein, das hauptsächlich aus Frauen und Kindern bestand, nahe der Pferdestelle zusammengetrieben worden. Ihr Wimmern erstarb, als in ihr vom Schmerz benebeltes Bewusstsein vordrang, welch entsetzliches Schicksal ihre Herrin erleiden sollte. Gandulf sah mehrere sich bekreuzigen.

Plötzlich zerriss ein markerschütternder Kampfschrei die atemlose Stille. »Für König Harold und Lord Aethelstan!« Eine kleine Gestalt schoss aus der Gruppe hervor und stürzte sich auf Lord Ralf. Anfangs schien es nur ein Knäuel aus Armen und Beinen, bis der normannische Lord ein schmales Handgelenk zu fassen bekam, an dem er einen kleinen Jungen, der sich wand und wütend um sich trat, in die Höhe hob. In der Hand hielt der Junge den Dolch eines erwachsenen Mannes.

»Ha«, brummte der Normanne. »Der Welpen will mit den Zähnen seines Vaters zuschnappen!« Seine Hand lag wie ein Schraubstock um das schmale Gelenk, und er drückte zu, bis sich die Hand des Kindes dunkelrot verfärbte. Dann endlich öffneten sich die kleinen Finger und die Waffe fiel zu Boden.

»Ich hasse dich! Ich hasse dich!«, schrie er, und Zornestränen malten helle Spuren in sein rußverdrecktes Gesicht. »Ihr habt meinen Herrn getötet! Und ihr habt meinen König getötet!« Wieder trat er wild um sich. »Und ihr habt meine Mutter getötet!«

Lord Ralf hielt den Jungen am langen Arm von sich ab, bis er sich ausgetobt hatte. »Nun seht euch diesen kleinen Wilden an. Stürzt sich kopfüber in den Rachen eines Löwen, um seine Mutter zu rächen. Dumm, unüberlegt, aber welch ein Mut.«

Gandulfs Magen zog sich schmerzhaft zusammen. Er wusste genau, dass sein Vater dies nicht zu seinen Soldaten sagte oder zu den sächsischen Gefangenen, sondern ganz allein zu ihm. Und als könne er die Gedanken des Jungen lesen, fuhr Lord Ralf plötzlich zu ihm herum und fixierte seinen Sohn mit seinen stahlblauen Augen. Dann packte er seinen kleinen Gefangenen an seinem abgerissenen Kittel, hob ihn hoch und schleuderte ihn auf Gandulf zu. Das erschreckte Pferd wieherte und stieg und warf seinen Reiter beinahe ab. Fluchend wichen die normannischen Soldaten den schlagenden Hufen aus, einer packte die losen Zügel. In der allgemeinen Verwirrung sprang der sächsische Junge auf die Füße und rannte auf eine Bresche in der Einfriedung zu. Ein paar Bogenschützen legten Pfeile ein, Fußsoldaten setzten dem Flüchtling nach wie Jagdhunde.

»Lasst ihn laufen!«, befahl Lord Ralf. Als der Junge durch die schmale Lücke schlüpfte, nickte er und murmelte. »Ich wünschte, ich hätte so einen Sohn.«

Gandulf, der sich immer noch am Sattelknauf festklammerte, spürte, wie ihm das Blut in die Wangen schoss, und er schluckte, um seine Tränen herunterzuwürgen. Er wünschte bei Gott, er wäre so tapfer wie der sächsische Junge, damit sein Vater ihn vielleicht lieben könnte. Aber das war er nicht und würde es niemals sein und darum wusste er, dass sein Vater ihn niemals lieben konnte.

Lord Ralf lächelte grimmig, als er sah, dass sein Pfeil sein Ziel nicht verfehlt hatte, und wandte sich wieder der sächsischen Dame zu. »Was Euch betrifft, Madam, habe ich beschlossen, großmütig zu sein.«

Ralf FitzGerald's Wutausbrüche waren ebenso unvorhersehbar wie heftig, und sie konnten ebenso schnell vorbei sein, wie sie begonnen hatten. Der sächsische Junge würde nie erfahren, dass er mit seiner Verwegenheit das Leben seiner Herrin gerettet hatte, dachte Gandulf. Lord Ralf zog seinen Dolch und kratzte damit getrocknetes Blut unter seinen Fingernägeln hervor. Dann sah er auf und fragte beiläufig: »Madam, wo sind Eure Kinder?«

Sie hob das Kinn, aber alle Farbe wich aus ihrem Gesicht. Gandulf hätte wissen müssen, dass sein Vater sie nicht so leicht davonkommen lassen würde. Er hatte lediglich die Taktik geändert, hatte da angesetzt, wo ihre Rüstung eine Schwachstelle hatte. Lord Ralf wandte sich an die sächsischen Gefangenen. »Schafft mir ihre Brut her!«, befahl er. Sie scharrtten mit den Füßen und schwiegen beharrlich. »Wir finden sie so oder so!«, brüllte der Normanne. »Besser, ihr sagt es uns, ehe wir es aus euch herausprügeln!«

Heftige Böen fegten über die Spitzen der Palisaden, schienen das sture Schweigen der Sachsen aufzusaugen und trugen es in die Dunkelheit hinaus. Erfüllt von Stolz und Trauer vergoss die sächsische Dame zum ersten Mal Tränen. Nicht vor Schmerz, erkannte Gandulf verwundert, sondern aus Dankbarkeit.

Lord Ralf knurrte fast unhörbar: »Bringt mir den Priester.«

Nach wenigen Minuten wurde ein Mann mit strohblondem Haar und einem sanften Gesichtsausdruck vor ihn gebracht, sein Gewand war voller Blut- und Rußflecken, seine Hände umklammerten ein Fläschchen mit Weihwasser.

»Bitte, Euer Lordschaft«, flehte er. »Die Sterbenden warten darauf, dass ihnen die Letzte Ölung erteilt wird.«

»Oh, ein Heiliger«, bemerkte Lord Ralf höhnisch. »Du willst sie also vor der Hölle bewahren? Aber sind sie wohl bereit, dir denselben Dienst zu erweisen?« Mit verwirrender Schnelligkeit packte er den Priester am Schopf, stieß ihn herum, bis er mit dem Gesicht zur Menge stand, dann

hob er mit der freien Hand sein Jagdmesser und hielt es ihm an die Kehle. Der Priester wehrte sich nicht. Lord Ralf sprach über seine Schulter, und sein höhnischer Tonfall hatte sich in ein drohendes Knurren verwandelt: »Die Bälger des Sachsen, oder der Priester stirbt.«

Mit einer sparsamen Bewegung zog er die Stahlklinge von einem Ohr des Priesters bis zum Kinn hinunter. Als Blut heraustroff, begannen die Kinder zu weinen, ein paar der Frauen hoben ein lautes Wehklagen an. Der Priester schloss die Augen und betete tonlos ein Vaterunser.

Eine dickliche, rothaarige Frau trat taumelnd vor. Sie knetete ihre Schürze und stammelte: »Unser Lord Aethelstan und die Lady Rowena haben erst vor Kurzem geheiratet und hatten erst ein Kind, noch ein Baby. Es war nur ein Mädchen, Euer Lordschaft, und kränklich noch dazu.«

Blut rann am Hals des Priesters hinab und verfärbte die Brust seines Habits. Er öffnete die Augen einen Spalt und keuchte. »Margaret sagt die Wahrheit«, brachte er heiser hervor. »Gestern ist das Kind am Fieber gestorben. Es starb in den Armen seiner Mutter.«

Lord Ralf zerrte den Kopf des Geistlichen an den Haaren zurück. »Schwöre, dass das die Wahrheit ist, Priester.«

»Ich schwöre ... beim Gewand der heiligen Maria von Ägypten schwöre ich, dass ich das Kind selbst begraben habe ...«

Lord Ralf ließ ihn los und der Priester sank zu seinen Füßen in sich zusammen. Der Normanne trat achtlos an ihm vorbei und sagte: »Umso besser. Keine Jungen, die zu gefährlichen Wölfen heranwachsen. So gibt es keine losen Fäden und niemanden, der eines Tages Ansprüche erhebt.« Und zu der Witwe sagte er: »Madam, Ihr werdet feststellen, dass es in meinem Bett wärmer gewesen wäre als in den kalten, dunklen Hallen des Klosters.« Dann wandte Lord Ralf sich an die zusammengedrückte Schar der Gefangenen. Er musste brüllen, um sich gegen das Heulen des Windes verständlich zu machen, denn der Sturm war endlich in aller Gewalt losgebrochen. »Hört gut zu und gebt es weiter an diejenigen, die sich versteckt halten: Der Papst schickt mich als Anführer von Gottes Streitmacht, um Gottes Willen zu erfüllen. Heute ist der Tag des Jüngsten Gerichtes und dies ist das Neue Königreich. Von diesem Tage an gehört dieses Land König William und ihr alle

gehört mir!«

Mit einem ohrenbetäubenden Brausen stieß ein Blitz vom Himmel herab und schlug in den Mast, an dem die Fetzen der sächsischen Standarte hingen. Die Flagge ging in Flammen auf und der Mast zerbarst in einem Schauer aus Funken und Splittern. Dann öffnete der Himmel seine Schleusen und der Regen tränkte die Erde wie eine Flut von Tränen der Hoffnungslosigkeit.

Solang' eine Jungfrau wacht über den kristallklaren Quell soll heilsames Wasser hervorsprudeln, rein und hell ...

1. KAPITEL

Der Erntemonat

August 1086

»Aldyth! Sirona! Seid ihr da? Ich muss mit euch sprechen.«

Ein so drängender Unterton schwang in der Stimme, dass Aldyth sich auf dem Weg zur Tür beeilte. Als sie sie öffnete, sagte ihr der durchdringende Fischgeruch, wer ihr Besucher war, noch ehe der rotgesichtige Junge über die Schwelle trat. Aldyth hatte nicht einmal die Zeit gefunden, das Feuer gegen die Morgenkühle aufzuschüren.

»Oscar, was ist passiert?«, fragte sie. »Solltest du nicht längst bei den Teichen sein?«

»Es ist meine Tante ...«

»Es ist doch nicht schlimmer geworden?«, fragte Aldyth besorgt und griff instinktiv nach dem Weidenkorb, der die Kräutermischungen und Tinkturen enthielt.

»Nein, nein, das nicht«, sagte er hastig. »Aber heute müssen die Frauen hinauf auf die Burg und für Lord Ralf spinnen. Du weißt, sie ist nicht kräftig genug für den Fußmarsch, und Vater Edmunds Esel ist schon wieder ausgerissen ...«

Aldyth lachte und der Junge starrte sie verwirrt an. »Das hat der gute Vater Edmund mir heute Morgen auch schon erklärt. Und Wulfstan der Reeve ebenfalls, sobald er davon gehört hatte, und Hildegarde Brauer und Judith und Edith auf ihrem Weg zur Burg. Eine wahre Prozession von Besuchern hat uns heute früh schon beehrt, um mit uns über deine Tante Winifred zu sprechen. Sei beruhigt, Oscar. Sirona ist hinaufgegangen, um deine Tante zu entschuldigen.«

Seine besorgt gerunzelte Stirn glättete sich ein wenig, und er nickte, aber er trat immer noch von einem Fuß auf den anderen. »Lord Ralf hat

gesagt, er lässt sie von ihrer Scholle jagen, wenn es noch einmal passiert.«

»Das hat er beim letzten Mal nicht getan, und Sirona wird es auch dieses Mal nicht zulassen.«

Er lächelte befreit. »Also, dann mache ich mich auf den Weg.« Oscar Fischer trat hinaus und rief über die Schulter zurück: »Ich wäre zu gerne dort oben in der Halle, um zu sehen, wie die Funken fliegen, wenn Sirona dorthin kommt.«

»Sei lieber froh, dass du nicht dabeistehst, sonst könntest du Feuer fangen«, gab Aldyth zurück.

Er lachte und machte sich auf, um seine Arbeit bei den Fischteichen des Klosters aufzunehmen.

Armer Junge, dachte Aldyth, die Wolle seines Kittels ist viel zu dünn geworden für das kühle Wetter. Ihr Blick wanderte von dem schäbigen Fischerjungen den Burghügel hinauf, der eingehüllt in ein Leichentuch aus dichtem Nebel dalag wie ein Toter, den man vor Jahren vergessen hatte zu begraben. Zwanzig Jahre waren seit der Eroberung vergangen. Die hohen Palisaden waren längst erneuert worden. Doch die Wunden, die die Menschen an Herz und Seele erlitten hatten, waren nicht verheilt. Aldyth dachte an das Volk Israel, das Moses vierzig Jahre lang durch die Wüste folgte, bis der Letzte unter ihnen, der als Sklave geboren war, heim zu Gott gegangen war, denn Gott der Herr hatte verkündet, dass nur frei geborene das Gelobte Land sehen sollten. Wenn der Letzte der besiegten Sachsen starb, überlegte sie, und nur unfrei geborene Untertanen wie der bedauernswerte Oscar Fischer zurückblieben, die die Normannen beherrschen konnten, vielleicht würde es dann Frieden in England geben.

Oscar hatte Aldyth gerade noch angetroffen, sie war im Begriff gewesen aufzubrechen. Sie hängte sich ihren Korb über den Arm, schlug die Kapuze hoch, trat in den Nieselregen hinaus und machte sich auf ihren Weg zwischen den Hütten und Katen, die das kleine Dörfchen Enmore Green bildeten. Bei jedem Schritt ihrer nackten Füße quoll der Morast auf dem Pfad zwischen ihre Zehen hervor. Sie bemerkte nicht, dass ihre Kapuze herabgeglitten war, ungehindert flossen ihre honiggoldenen Flechten den Rücken hinab und hoben sich von dem

stumpfen Nussbraun ihres rauen Kleides aus selbst gesponnener Wolle ab wie ein plötzlicher Sonnenstrahl an einem trüben, wolkigen Himmel. Die Frühlingssonne tupfte alljährlich ein paar Sommersprossen auf ihre Wangen, die sich in einem guten Jahr bis zum Lammas-Fest im August zu voller Blüte entwickelten. Ihre grünen Augen waren goldgefleckt wie ein sonnenbeschiedener Waldweg, und sie waren voller Leben, spiegelten Kummer ebenso wider wie Wärme. Aldyth hatte den Großteil ihres einundzwanzigjährigen Lebens unter den Fittichen ihrer Patin Sirona verbracht, der Heilkundigen und Weisen des Dorfes. So kam es, dass sie viel Leid und Kummer mit ansehen musste, doch Sirona hatte sie gelehrt, ebenso stark wie mitfühlend zu sein. Von Kindheit an hatte die Heilerin Aldyth zu ihrer Nachfolgerin herangebildet, und das Mädchen war für diese Aufgabe denkbar gut geeignet. Schon als Kind hatte sie einen wachen Verstand, ihre rasche Auffassungsgabe war wie ein Schwamm, der alles aufsog, was Sirona ihr beibringen konnte.

Aldyth kannte jeden Strauch, jedes Kraut, jeden Baum und ihre Wirkung. Sie wusste, ein Schluck Milch jeden Tag verhinderte, dass sich in den Nieren kleine Steinchen bildeten. Der Genuss von Leber kurierte die Seeschwäche, die sich zum Ende des Winters einstellen konnte. Sie wusste, wie man Blutungen stillt und Fieber senkt, einen gebrochenen Knochen richtet und ein Kind auf die Welt holt. Vor allem jedoch hatte Sirona sie gelehrt, die Große Mutter zu lieben, ganz gleich, in welcher Gestalt, sei es Modron die Kleine Mutter, Sula aus der Unterwelt oder Gefion die Geberin. Und sie hatte sie gelehrt, die Gabe der Göttin zu ehren: den Kristallquell.

Es war Aldyths Aufgabe, den Menschen in ihrem Dorf das erste und das letzte Bad zu bereiten. Jedes Kind, das hier geboren wurde, wurde im Wasser der Quelle gebadet, es war seine erste Taufe, die vollzogen wurde, noch ehe der Priester das kirchliche Sakrament spendete. Und jeder Leichnam wurde gebadet, das Salböl der letzten Ölung mit Quellwasser abgewaschen. Auf diese Weise begann und endete jeder Einwohner von Enmore Green sein Leben als Anhänger der Göttin, und Aldyth trug die Verantwortung einer Hirtin, die die Herde der Muttergöttin zu hüten hatte.

»Es gibt weitaus schlechtere Wege, dir dein Brot zu verdienen«, sagte

ihre Patin immer.

Und so wie Aldyth in Sironas sicherem Schatten heranwuchs, so fristete Enmore Green sein Dasein im Schatten unterhalb des großen Sandsteinhügels, den der große König Alfred vor langer Zeit ausgewählt hatte, um Scepterbyrig darauf zu gründen. Die wenigsten Normannen verstanden die Sprache des eroberten Volkes oder wollten sie lernen, und der lange, vokalreiche Name war schwer auszusprechen, darum nannten sie die Stadt kurzerhand Scafton. Eine drei Meilen lange Mauer umschloss die Stadt, von der behauptet wurde, sie habe beinahe zweitausend Einwohner. Wenn das wirklich stimmte, gehörte Scafton zu den größten Städten in England. Es gab vierzehn Gasthäuser, ein Dutzend Kirchen und einen großen Markt. Und oben auf dem schroffen Hügel, wo die hölzerne Festung der Sachsen gestanden hatte, von der aus man das halbe Blackmore Vale überblicken konnte, dort wurden jetzt die Grundmauern für eine der steinernen Normannenburgen angelegt, die überall in England wie Pilze aus dem Boden schossen.

Doch die eigentliche Antriebskraft der Stadt war die Abtei von St. Edward und St. Mary, meistens schlicht Scafton Abbey genannt. Es war eines der größten und reichsten Klöster, die Nonnen dort stammten aus den besten und mächtigsten Familien in England und der Normandie. Genau wie die Stadt war auch das Kloster vor zweihundert Jahren von König Alfred dem Großen begründet worden. Derzeit erlebte das Kloster einen neuen Aufschwung, große Gebäude wurden angebaut, und über dreißig Nonnen lebten hinter den gelben Steinmauern.

Den Nonnen war es nicht erlaubt, die heilige Kommunion auszuteilen, die Beichte zu hören oder die Messe zu zelebrieren. Diese elementaren Aufgaben versah der Kaplan der Abtei, Vater Fulk. Doch mochte Vater Fulk auch im Kloster residieren, es war die Äbtissin Eulalia, die es regierte. Vater Fulk war schon ein alter Mann gewesen, als er Eulalia als Hauslehrer auf dem Gut ihres Vaters in der Normandie unterrichtete. Kurz nachdem die anderen Nonnen sie zur Äbtissin gewählt hatten, hatte sie nach dem alten Priester geschickt und ihn zum Hausgeistlichen für ihre Glaubensgemeinschaft bestimmt. Vater Fulk schätzte sich glücklich, dass ihm ein ruhiger, gesicherter Lebensabend beschert wurde, und die Nonnen schätzten sich glücklich, weil ihnen die

Einmischung eines übereifrigen Priesters erspart blieb. So hatte er den Großteil der vergangenen zwölf Jahre in seiner Kammer am Feuer gegessen und Wein getrunken.

Als Eulalia ihr Amt übernahm, hatte sie die Angelegenheiten des Klosters neu geordnet. Unerschrocken und ohne Rücksichten entließ sie diejenigen, die müßig oder ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, angefangen vom Verwalter ihres größten Landgutes bis hin zur kleinsten Küchenmagd. Dann begann sie mit dem Bau des neuen, großen Klosters im neumodischen normannischen Baustil. Es war ein kostspieliges Projekt, und selbst bei ihrer umsichtigen Verwaltung des Klosters und seiner Güter hätten die Einnahmen nicht ausgereicht, um den Bau zu bezahlen. »Das Lebensblut der Abtei fließt in Enmore Green«, sagte die Äbtissin gelegentlich.

Enmore Green glich jedem anderen Weiler im Blackmore Vale, mit einer Ausnahme: In Enmore Green entsprang der Kristallquell. Scafton hatte keine eigene Wasserquelle. Der Standort für die sächsische Festung auf dem Felsen war allein aus verteidigungstechnischen Erwägungen gewählt worden, denn der steile Sandsteinfels ragte weit über die sanften, welligen Hügel von Dorset auf, doch der poröse Stein speicherte kein Wasser. Alles Wasser auf dem Burgberg kam aus dem Kristallquell in Enmore Green.

In den meisten Fällen nahmen sich die normannischen Eroberer einfach, was sie wollten. Doch dies war eine delikate Situation, denn der Grund und Boden, auf dem die Quelle lag, gehörte dem Kloster. Herzog Williams Anspruch auf die englische Krone, teuer erkaufte, stand und fiel mit seiner Kooperation mit der Kirche. Dieser Umstand schützte die Nonnen von Scafton Abbey vor Übergriffen, denn die Normannen konnten nicht riskieren, dass sie sich beim Papst in Rom über sie beklagten. Wenn es einmal zu Interessenskonflikten oder Unstimmigkeiten kam, tranken die Menschen dort oben auf der Burg eben Bier.

Die dankbare Äbtissin nannte das Quellwasser »Enmore Pennys« wegen des Einkommens, das der Abtei auf diesem Wege zufloss, doch es brachte noch weitere Vorteile. Der Legende nach hatte das Wasser eine geheimnisvolle Heilkraft. Die normannischen Eroberer spotteten

über die abergläubischen Bauern, aber es war nicht zu leugnen, dass viele Einwohner von Scafton und Enmore Green lange genug lebten, um ihre Enkel und gar ihre Urenkel im Arm zu halten, und die Normannen waren froh über die gesunden Arbeitskräfte, die ihre Felder bestellten.

Doch man kann nicht erwarten, dass das Wasser des Kristallquells jedes Übel heilt, dachte Aldyth seufzend. Es scheint, nicht einmal die Große Mutter kann die Sonne hinter den Wolken hervorlocken oder das Korn bei dieser nassen Kälte wachsen lassen. Aldyth war auf dem Weg zu der alten Elviva, um zu sehen, wie es mit ihrem Asthma stand, das sich im selben Maße zu verschlimmern schien, wie ihr Rheuma nachließ. Die alte Frau wohnte in ihrer eigenen, kleinen Hütte auf derselben Scholle wie ihr Sohn und seine Frau. Sie taten für die alte Frau, was sie konnten, aber beide verbrachten den Großteil ihrer Zeit auf dem Feld.

Aldyth hielt vor Elvivas Tür kurz an, rief einen Gruß, um sich bemerkbar zu machen und trat dann ein. Drinnen war es dämmrig, die Luft erfüllt von Rauch und Asche. Kein Wunder, dass die alte Frau an Asthma litt. Elviva lag auf ihrem Strohlager nahe am Feuer.

»Guten Morgen, Mutter«, sagte Aldyth.

»Aldyth Leichtfuß«, erwiderte die Alte und sah schuldbewusst zu ihr auf, kroch aber gleichzeitig tiefer unter ihre Decke.

»Sirona hat mir ein frisches Ei mitgegeben, das ich für dich kochen soll.« Es war ein seltener Leckerbissen, aber Sirona ließ Elviva ein Ei zukommen, wann immer sie eines erübrigen konnte. »Damit sie einen Grund hat aufzustehen«, hatte sie erklärt. »Sogar einem Esel gibt man am Ende eines langen Tages eine Mohrrübe, und Elviva hat ihre Last lange getragen.«

Aldyth beugte sich vor und nahm ihren Arm. »Lass mich dir aufhelfen. Ich habe unterwegs frischen Thymian gepflückt, damit werden wir dein Waschwasser parfümieren.«

»Du bist so gut zu mir«, sagte Elviva.

»Ja, ich tue mehr, als du verdient hast, Mutter.« Aldyth brachte Wasser für das Ei zum Kochen und bereitete einen Aufguss aus Schwarzwurz, wilder Gurke und Löwenzahnwurzel. »Während wir

warten, mache ich dir die Haare.«

Die alte Witwe hatte überhaupt nicht die Absicht gehabt, ihr Bett zu verlassen, doch schließlich fand sie sich an ihrem Tisch wieder, wo sie saß und die Dämpfe des Aufgusses inhalierte, während Aldyth hinter ihr stand, ihr das Haar kämmte und flocht.

»Das Atmen wird immer mühsamer«, beklagte Elviva. »Die Luft staut sich in meiner Kehle, und ich kann fühlen, wie die Hände der Mara mich würgen.«

»Selbst wenn es wahr wäre, dass des nachts Trollfrauen umgingen, die Kleine Mutter würde nie zulassen, dass sie die Menschen im Schlaf heimsuchen«, widersprach Aldyth. »Es ist das Wetter, das dein Leiden verschlimmert, Mutter. Bete zur Göttin, dass sie uns nächstes Jahr einen trockeneren Sommer schickt.«

»Und eine bessere Ernte«, fügte Elviva hinzu. »Ich habe kein Jahr mit so vielen schlechten Omen mehr erlebt, seit damals der Stern mit dem gewaltigen Schweif am Himmel erschien, kurz bevor ich meinen Edgar bei Hastings verloren habe.«

Es gab kaum eine Familie, die nicht einen Mann, einen Bruder oder Vater oder ihren Dienstherrn im Kampf gegen die Normannen verloren hatte. Die meisten Männer und alle Frauen hatten ihre Freiheit verloren. Und es gab kein Sachsenkind in England, das nicht wusste, dass es zu einem geschlagenen Volk gehörte. Mehr als zwanzig Jahre waren seit der Eroberung vergangen, aber es verging kein Besuch bei Elviva, ohne dass sie auf Hastings und Edgar zu sprechen kam.

Aldyth hatte nichts zu bieten, das den Kummer der alten Frau hätte lindern können, aber sie wusste aus Erfahrung, dass Elviva sich mit den Sorgen anderer Leute leicht von ihren eigenen ablenken ließ. »Hast du Berthas Baby schon gesehen?«, fragte Aldyth. »Es ist ein Junge. Sie wollen ihn Edmund nennen.«

Elviva hob abwehrend die Hände. »Es bringt Unglück, den Namen eines Kindes vor der Taufe laut auszusprechen.« Sie bekreuzigte sich und murmelte nachdenklich: »Vielleicht werde ich Bertha heute besuchen. Ich habe ihr aus Stoffresten ein paar kleine Bälle gemacht, die sie über die Wiege hängen kann. Und vielleicht kann ich das Baby halten, wenn Bertha schläft.« Sie lächelte vor sich hin. »Es ist lange her,

seit ich ein Neugeborenes gehalten habe. Gebe Gott, dass das nächste mein Enkelkind ist.«

»Es würde mich nicht wundern, wenn du bald ein Enkelchen hättest, das an deinem Rockzipfel hängt und dich aufheitert«, sagte Aldyth.

»Mein Wulfric hat mit seiner Edith eine gute Frau gefunden«, räumte Elviva ein. »Manche Leute sagen vielleicht, sie sei zu verträumt und gehe der Arbeit aus dem Wege. Es liegt in der Familie, du weißt so gut wie ich, dass Edwin Mondfänger ihr Großvater ist. Aber sie sorgt gut für Wulfric und sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, Gott segne sie.« Die alte Frau lehnte sich vor. »Ich hoffe nur, sie ist nicht unfruchtbar«, vertraute sie Aldyth an. »Sie sind schon beinahe zwei Jahre verheiratet und haben noch kein Kind.«

Aldyth hatte keinerlei Zweifel an Ediths Fruchtbarkeit. In aller Heimlichkeit hatte sie ihre Freundin mit Kräutern versorgt, die eine Schwangerschaft verhinderten, bis der kleine bäuerliche Betrieb so weit aufgebaut war, dass er eine Familie ernährte. Edith hoffte, im nächsten Frühjahr schwanger zu werden; Frühlings- und Sommerkinder waren meist kräftiger, weil die Mutter mehr frische Nahrungsmittel zu sich nahm, während das Kind in ihr heranwuchs. Aber Aldyth hielt diese Sache streng geheim. Nicht einmal Wulfric wusste davon und ganz sicher nicht die Kirche. »Frauen müssen oft Entscheidungen treffen, die ihre Holzköpfe von Männern und die gestrengen Kirchenherren ihnen niemals verzeihen würden«, hatte Sirona ihr erklärt. »Darum bleiben manche Dinge besser ungesagt.«

Aldyth brachte Elvivas kleines Haus in Ordnung, dann befühlte sie das Strohlager und die Decken. »Du darfst nicht vergessen, was ich dir gesagt habe. Du musst das Bettzeug lüften und trocken halten. Trink viel Schwarzwurz und gebrauche so viel Dill und Knoblauch beim Kochen, wie du nur kannst.«

»Das tu ich«, versicherte Elviva.

»Ja, ich weiß«, sagte Aldyth lächelnd. Sie küsste Elviva die Wange und eilte davon, dankbar, der knoblauchgeschwängerten Luft in der Hütte zu entkommen.

Es war nur ein kurzer Weg zu Alcuin Hartkopfs Kate. Alcuins Sohn Leofwine war zwölf Jahre alt und hatte auf den Feldern gearbeitet, seit

er laufen konnte. Er hatte Wasser geholt, Stroh gebündelt und gierige Krähen verscheucht. Er war stolz, als er dieses Jahr zum ersten Mal Männerarbeit bei der Ernte tun durfte, doch spät am Nachmittag war ihm die Sense aus den Händen geglitten, und er hatte sich ein Stück Fleisch aus der Wade geschnitten. Wenn eine solche Wunde nicht richtig versorgt wurde, konnte sie anfangen zu schwären und den Jungen für den Rest seines Lebens verkrüppeln, wenn sie sich nicht gar als tödlich erwies.

Alcuins und Eanfleds Kate erinnerte Aldyth immer an eine Decke, auf der es von hüpfenden Flöhen wimmelte, denn Leofwine war der Älteste von sechs Geschwistern, und das kleine Häuschen wirkte immer überfüllt von dieser Schar schmutziger Unholde, die am Boden herumkrochen, miteinander rangelten, ihrer Mutter an den Schürzenbändern hingen und um ihre Aufmerksamkeit buhlten. Auf den Tag genau neun Monate nach der Hochzeit war Leofwine zur Welt gekommen. Und seither war immer eines unterwegs, noch ehe das letzte entwöhnt war. In ihrer Verzweiflung hatte Eanfled sich schließlich trotz ihrer Angst vor der ewigen Verdammnis an Sirona gewandt und sie gebeten, der übergroßen Fruchtbarkeit Einhalt zu gebieten. Als Sirona ihr die Kräuter gab, nahm sie ihr auch die Angst vor dem Höllenfeuer, als sie sagte: »Gott selbst hatte schließlich auch nur ein Kind.« Und Eanfled wusste, dass sie ihr letztes Kind geboren hatte und sich fortan nur noch darum zu sorgen brauchte, wie sie die sattbekommen sollte, die schon da waren.

Aldyth erneuerte den Breiumschlag auf Leofwines Bein und sah ihm dabei aufmerksam ins Gesicht, ob sie dort Anzeichen von Schmerz entdeckte, weil sie den Verband womöglich zu straff wickelte. Doch was sie sah, beunruhigte sie mehr als bloßer Schmerz. Es waren tiefe Sorgenfalten, die eigentlich kein so junges Gesicht zeichnen sollten. Leofwine nahm Aldyth kaum zur Kenntnis, denn sein Blick war auf seinen Vater gerichtet, der nervös die Hände rang.

»Gräm dich nicht, Leofwine«, sagte Aldyth, als sie aufstand, um zu gehen. »Auch wenn du dieses Jahr bei der Ernte aussetzen musst, nächstes Jahr wirst du die Schnitter anführen.«

Alcuin folgte ihr hinaus. Am Tor des kleinen Gartens holte er sie ein.

»Wird der Junge wieder gesund, Aldyth?«, fragte er leise.

»Die Wunde ist tief, aber sie scheint sauber zu heilen. Mit der Hilfe der Göttin wird er am Leben bleiben.«

»Ja, aber wird er auch gesund? Wird er das Bein wieder bewegen können? Leofwine ist der Einzige, der groß genug ist, um bei der Ernte zu helfen.«

»Dieses Jahr wird er dir nicht mehr zur Hand gehen können. Wenn er zu früh aufsteht, wird das Bein nie wieder richtig gesund werden«, fügte sie warnend hinzu. »Sorge dich nicht wegen der Pacht für Lord Ralf, du weißt doch, dass die anderen im Dorf dir unter die Arme greifen werden. Tu, was ich sage, und zur Pflanzzeit im Frühjahr wird Leofwine wieder gesund sein.«

Doch seine Besorgnis war verständlich, denn die Abgaben, die die Normannen von ihren Leibeigenen verlangten, waren hoch. Wenn es früher zur Zeit der angelsächsischen Könige zu Unstimmigkeiten über die Frage kam, wie viel Pacht ein Lord verlangen durfte, wurde in der Regel verhandelt und die Abgabenlast gesenkt. War ein freier Mann mit dem Verhandlungsergebnis unzufrieden, hatte er natürlich das Recht fortzugehen. Alcuin und Leofwine wären zur Zeit seines Vaters noch freie Leute gewesen, doch jetzt waren sie nichts weiter als Hörige, kaum besser als Sklaven, an das Land gebunden wie ein Hund, den man an die Kette legt. Jedem war in dieser neuen Ordnung ein fester Platz zugewiesen, jeder war irgendeinem anderen dienstpflichtig. Alcuin gehörte Lord Ralf, Lord Ralf unterstand dem Earl of Gillingham, und der Earl of Gillingham hatte König William einen Lehnseid geschworen, in dem er sich ihm mit Leib und Leben unterwarf. König William schließlich war niemandem als nur Gott verantwortlich, ihm allein unterwarf er sich – und dem Papst, wenn es ihm genehm war.

Doch diese Gedanken gingen Aldyth nur flüchtig durch den Kopf, als sie den schlammigen, von Hecken und Flechtzäunen gesäumten Pfad zur Hütte von Bertha und Agilbert Mondfänger entlangging, um sich vom Wohlergehen ihres Erstgeborenen zu überzeugen, der gerade zwei Tage alt war. Bertha und Agilbert waren ein so ungleiches Paar wie eine Dogge und ein Terrier. Bertha war klein und zierlich für ihre vierzehn Jahre. Agilbert, kaum ausgewachsen, wirkte wie ein großer,

tolpatschiger Welpen, der seinen massigen Körper nicht beherrschte. Aber sie hatten beide früh erwachsen werden müssen, waren beide Waisen und hatten die winzigen Schollen ihrer Väter geerbt. So hatten sie zusammen eine Familie gegründet, die ihrer beider Glück und Zuflucht wurde. So groß war Agilberts Zärtlichkeit für seine schwangere Kindbraut, dass er sie zur Kirche trug wie eine Puppe, und er folgte ihr überall hin mit einem Tuch in der Hand, das er ihr über den Kopf warf, damit sie ja nicht riskierte, in einem Gebüsch einen Hasen zu sehen, denn es war allgemein bekannt, dass genau das Berthas Hasenscharte verursacht hatte.

Sirona hatte sie gewarnt, die Geburt werde sein, als wolle man einen Bär aus einem Fuchsbau ziehen. Doch das Kind kam zu früh, was Sirona in diesem Fall als glückliche Fügung bezeichnete, zumal es groß und kräftig genug war, um am Leben zu bleiben. Und trotzdem war die Geburt schwer gewesen, hatte viel zu lange gedauert, und Bertha hatte zu viel Blut verloren. Kaum war das Baby heraus, hatte die erschöpfte Mutter es besorgt in Augenschein genommen. Die Wachsamkeit des Vaters hatte sich ausgezahlt.

»Er ist vollkommen«, sagte Bertha zum hundertsten Mal und lächelte Agilbert zu, während Aldyth das Baby hielt und seine winzige Hand kitzelte. Mit dem geübten Blick der Heilerin erkannten sie, dass die kleinen Fingerchen sich krümmten und streckten, wie es bei einem gesunden Baby sein sollte.

»Gleich beim ersten Versuch ein Junge«, prahlte der stolze Vater.

»Und gesund und kräftig.«

»Wenn die Henne ein Ei legt, kräht der Hahn«, raunte Aldyth Bertha zwinkernd zu und legte ihr das gewickelte Kind in den Arm.

»Ja. Es gäbe nämlich keine kleinen Söhne, wenn es die dummen Mädchen nicht gäbe, die sie austragen«, stimmte Bertha zu. Sie und Aldyth glucksten verschwörerisch.

»Du blutest immer noch«, sagte Aldyth. »Nun, das war zu erwarten«, fügte sie hastig hinzu, als sie Agilberts ängstliche Miene sah. »Ich habe einen Umschlag aus Johanniskraut und Weinblättern gemacht, um die Blutung zu stillen. Und ich habe dir einen Trank aus Hagebutten und Jakobskreuzkraut gebraut, damit dein Blut dicker wird. Habt ihr Honig

im Haus?«

»Nur ganz wenig«, gestand Bertha.

»Ich Sorge dafür, dass Vater Edmund euch welchen schickt. Süß den Trank mit Honig. Und jetzt ruh dich aus. Ich komme morgen wieder und seh nach dir, kleine Schwester.« Und an den Vater gewandt: »Ich lasse dir von den Kräutern für den Aufguss hier. Sorge dafür, dass sie viel Biersuppe trinkt und natürlich Quellwasser.«

Agilbert nahm Aldyths Anordnungen mit einer Ehrerbietung entgegen, die jeden Normannen schockiert hätte. Doch bei den Sachsen war es Sitte, die Rechte und die Position einer Frau zu respektieren. Nach sächsischem Recht musste ein Mörder ebenso viel Wergeld für den Tod einer Frau bezahlen wie für den eines Mannes. Eine sächsische Frau konnte ebenso wie ihr Bruder von ihrem Vater oder ihrer Mutter erben. Und der Schutz dieser Rechte war im sächsischen Gesetz festgeschrieben. »Unerhört!«, hatte König William geschimpft. »Kein Wunder, dass ihre Frauen voller Stolz und Hochmut sind. Dem werden wir ein Ende machen!« Und die Stellung sächsischer Frauen wurde der normannischer Frauen angeglichen oder war sogar niedriger, denn sie waren ein erobertes Volk. Sie wurden zu Schachfiguren in König Williams Partie um die Neuordnung der politischen Verhältnisse. Der neue König erklärte es für legal, eine Frau gegen ihren Willen zu vermählen. Dann verteilte er sächsische Erbinnen an seine Ritter zur Belohnung für treue Dienste im Kampf um seine englische Krone. Zahllose Frauen des sächsischen Adels waren zur Kirche geschleift und dort mit den Schlächtern verheiratet worden, die ihre Männer, Brüder und Väter gemetzelt hatten.

Als Aldyth die Hütte verließ, erhaschte sie aus dem Augenwinkel eine Bewegung oben auf dem Burghügel. Sie sah hinüber. Selbst in diesem kalten Regenwetter, bei dem jeder freie Mann ans warme Feuer in seinem trockenen Haus geflüchtet wäre, wurden die bedauernswerten Leibeigenen gezwungen, Steine und schwere Körbe voller Erde hinaufzuschaffen. Oben auf der Kuppe des steilen Felsens entstand der Erdwall für die neue Burg. William war berühmt für seinen Burgenbau, der nur möglich war, weil er die Sachsen zur Zwangsarbeit heranziehen ließ. Die normannischen Eroberer hatten keinerlei Kunstsinn, aber sie

waren exzellente Strategen und hatten sich im Krieg als überlegen erwiesen. Aldyth schauderte und zog ihr feuchtes Schultertuch fester um sich, als könne sie sich damit diese Gedanken vom Leibe halten.

Das Grunzen und Schnüffeln eines Schweins bot ihr eine willkommene Ablenkung. Da die Schweine und Kühe im Dorf nicht eingezäunt waren, musste man sie mithilfe von Zäunen aussperren. Jedes kleine Häuschen mit seinem Garten, seinem Apfel- und Pflaumenbaum war von einem Zaun aus Zweiggeflecht umgeben. Als Aldyth sich dem Dorfrand näherte, fand sie Vater Edmund, der damit beschäftigt war, den Zaun um den Friedhof der St. Wulfstan-Kirche auszubessern. »Es geht schließlich nicht an, dass irgendwer vorbeikommt und eine Kuh dabei ertappt, dass sie die Blumen vom Grab seiner Mutter frisst«, hatte er erklärt.

Doch der Zaun, der das angrenzende kleine Haus von der Kirche trennte, neigte sich bedenklich zur Seite, Hühner stolzierten durch die Lücken im Flechtwerk, und Schweine hatten zwischen Zaun und Garten schmale Pfade festgetrampelt. Es war Vater Edmunds eigener kleiner Garten. Der alte Priester nahm sich immer wieder vor, seinen Zaun auch einmal zu reparieren, aber irgendetwas kam immer dazwischen. Diese Woche hinderten ihn die Geburt des Kindes, Leofwines Unfall, die Instandsetzung des Kirchhofzauns und die Suche nach einem Freiwilligen, der Winifreds Kuh melkte, bis sie sich von ihrer Erkältung erholt hatte. Kommende Woche würde ihn wohl die Taufe des Neugeborenen, Krankenbesuche bei Leofwine und die Suche nach weiteren Freiwilligen, die die Arbeiten des Jungen übernahmen, von seinem Vorhaben abhalten.

Es war schon nach Mittag, als Aldyth zu Vater Edmunds Haus kam. Der alte Priester war dabei, die Raupen aus seinen Kohlköpfen zu lesen. Eine Welle von Zärtlichkeit durchflutete Aldyth, als sie zusah, wie er die Schädlinge behutsam zwischen zwei Finger nahm und jenseits des Zauns auf die Erde fallen ließ. Er entdeckte Aldyth, und sein sanftes, altes Gesicht erstrahlte in einem breiten Lächeln des Willkommens. Er war jenseits der Fünfzig, sein schneeweißes Haar bildete einen dichten Kranz um die altersbedingte Tonsur. Von seinem Ohr verlief eine runzelige Narbe seinen Hals entlang, doch ihr Anblick war Aldyth so

vertraut, dass sie sie gar nicht mehr wahrnahm. Hinter dem gütigen Blick seiner blassblauen Augen verbarg sich eine geradezu weltliche Schläue, ein unverklärtes Verständnis der menschlichen Natur. Vater Edmund glaubte fest an das Sprichwort, dass man mit Honig mehr Fliegen fängt als mit Essig, doch hätte er seine Theorie nie auf die Probe stellen können, denn er hatte nicht einen Tropfen Essig in sich. »Gott segne dich, Tochter. Was gibt es Neues von Bertha und dem Kleinen?«

»Das Kind ist gesund und kräftig genug für die Taufe am Sonntag, Vater, aber du wirst es nicht sein, wenn du nicht bald ins Trockene kommst.«

Vater Edmund sah zum Himmel auf und blinzelte den Regen aus seinen Augen. »Du hast recht.« Er lachte leise. »Hast du Zeit, mit hineinzukommen? Wir könnten sehen, was Gutes über dem Feuer hängt.«

Aldyth lächelte, trat durch das Tor und reichte ihm ihren Arm, damit er sich darauf stützen konnte. Als sie eintraten, erhob sich ein Gackern, Hühner stoben vor ihren Füßen auseinander, und der Geruch von nassen Federn und Moder schlug ihnen entgegen. Als das Flattern sich legte, hörte Aldyth ein Schnauben aus einer dunklen Ecke der Hütte.

»Hallo, Gregory«, rief sie.

»Es ist zu nass für ihn da draußen«, erklärte Vater Edmund, um ihren Vorhaltungen zuvorzukommen. »Sein Rheuma wird immer schlimmer. Heute Morgen kam er nach Hause und seine Knie waren ganz steif.«

Aldyth trat zu dem mageren Esel, der in der Ecke angebunden war, und strich ihm über die ergrauten Nüstern. »Dann lass mich mal sehen, was ich Gutes für dich in meinem Korb habe, Gregory.« Sie hielt ihm mit ausgestreckter Hand ein duftendes Büschel Mutterkraut hin, das Gregory mit seinen großen, weichen Lippen aufnahm. »Ich dachte mir, dass dir das schmeckt«, sagte sie und dem Priester erklärte sie: »Es wird die Schmerzen in seinen Gelenken lindern.« Sie zog den Esel sanft am Ohr. »Das war dein Leckerbissen, Gregory, und jetzt sind wir an der Reihe.«

Vater Edmund servierte eine dünne, warme Suppe, die nach Kohl und Zwiebeln und nur ganz schwach nach dem dreimal gekochten Rinderknochen schmeckte, der am Boden des Topfes lag. Aldyth saß

auf der harten Holzbank am Feuer und wärmte ihr Gesicht im aufsteigenden Dampf ihrer Suppenschale. »Am Sonntag bekommst du also noch ein Patenkind«, bemerkte sie.

Vater Edmunds Augen verschwanden beinahe zwischen den Lachfalten, die sein stolzes Lächeln begleiteten. Er hatte eine ganze Sammlung von Patenkindern und nahm diese Pflicht sehr ernst. Es gab bereits zwei Generationen von Edmunds im Dorf. Da war zum Beispiel Elvivas Sohn, der nach Long Cross geheiratet hatte, und Alcuin hatte einen Bruder Edmund gehabt, den ein Ochse auf die Hörner genommen und getötet hatte. Der Ochse war zur Strafe gehängt worden, und auf Edmunds Beerdigung hatten sie alle Ochsenbraten gegessen. Vater Edmund hatte die Patenschaft für einen von Alcuins zahllosen Söhnen übernommen, und auch Mildburh Müllers Jüngster war nach dem Priester benannt. Judith aus LongCross hatte gar eine Tochter Edmunda. Edmund liebte sie alle, als wären sie seine eigenen Kinder, zumal er selber nie Vaterfreuden kennengelernt hatte.

Vater Edmund stammte aus der Nachbargemeinde Alcester und war durch seine Heirat mit Aelfgyth Rehaug nach Enmore Green gekommen. Abgesehen von ihren Augen mit den langen Wimpern, war Aelfgyth reizlos wie ein Sperling und dürr wie ein Besenstil gewesen. Doch sie war ebenso sanftmütig wie er, und sie verbrachten ihre Tage in Armut und Glückseligkeit, bis sie bei der Geburt ihres einzigen Kindes starb. Das Baby kam tot zur Welt. Vater Edmund hatte sie beide auf einen Schlag verloren.

Es gab andere Geistliche radikalerer Gesinnung, die behaupteten, die Tragödie sei Gottes Strafe, weil Vater Edmund sich weigerte, dem neuen, strengen Kirchengesetz zu folgen, das Priestern vorschrieb, zölibatär zu leben. Doch Vater Edmund sah keine Veranlassung, sich zu rechtfertigen. »Der heilige Petrus war selbst verheiratet und das hat ihn nur besser gemacht. Meine Aelfgyth war mein Mitstreiter, meine Vertraute und meine Liebste«, hatte er Aldyth und Sirona bei einer der seltenen Gelegenheiten anvertraut, da er zurückschaute. »Ich werde nicht wieder heiraten, aber nicht wegen der Drohungen irgendwelcher Fanatiker oder neuer Kirchenlehren, sondern weil ich zu denen gehöre, die ihr Herz nur einmal vergeben können.«